

Im Steigen.

Novelle

von

Hans Warring.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Friedrich Ritter selbst that jetzt die nöthigen Schritte, sein damals etwa zwölfjähriges Mündel in einer der besten Erziehungsanstalten der Provinzialhauptstadt unterzubringen. Er gab selbst seine Zustimmung, daß die Kleine die Ferien in seinem Hause zubringe, und da er alljährlich eine Reise zu machen pflegte, so wurde es zum stillschweigenden Uebereinkommen, daß er diese in die Zeit der großen Sommerferien verlegte. Auf diese Weise ging er dem unliebsamen jungen Gaste aus dem Wege und hinderte seine Schwester nicht, sich ihrer Pflegetochter zu erfreuen. Er lächelte ungläubig und ironisch, wenn sie ihm bei seiner Rückkehr rühmte, wie voll Leben, Anmuth und Güte das Kind sei. Er widersprach nicht, aber es war ersichtlich, daß er Alles, was sie zum Lobe ihrer Pflegetochter sagte, für eitel Täuschung hielt.

Was er als Vormund wissen mußte, erfuhr er. Er wurde benachrichtigt, daß es mit Mariens Studien stetig vorwärts gehe, daß sie rechtzeitig ihr Examen als Lehrerin gemacht habe, und daß ihr die Stelle einer Hilfslehrerin an der Anstalt, in der sie seit sechs Jahren gelebt, angeboten worden sei. Er hatte ihren Wunsch, dieselbe anzunehmen, durchaus gebilligt und brieflich seine volle Befriedigung ausgesprochen. Auch Ernestine hatte zögernd ihre Einwilligung gegeben. Auf ein Zusammenleben mit ihrer Pflegetochter mußte sie, so lange ihr Bruder sie brauchte, doch verzichten.

2.

„Lieber Herr Stadtrath! Wollen Sie meiner Tochter und mir das Vergnügen machen, Sonntag Mittag drei Uhr bei uns zu speisen? Sie werden mit einigen Ihrer Collegen bei uns zusammentreffen. Herzlichen Gruß!

Clementine Kulland,
geb. v. Stetten."

So lautete das zierliche Billet, das Fräulein Ernestine Ritter auf ihres Bruders Schreibtisch fand, als sie eines Morgens mit Staubtuch und Wedel in seinem Zimmer hantirte.

„Geborene v. Stetten! Mit ihrem Adel muß die verehrte Frau Kommerzienrath doch beständig um sich werfen! Er und das Geld sind die einzigen Dinge auf der Welt, die Werth für sie haben!"



Die große Fontäne in Sanssouci. (S. 323)

„Sprichst Du zu mir, liebe Tante?" fragte eine sanfte Altstimme aus dem Nebenzimmer.

„Nicht eigentlich, Kind! Ich machte nur meinem Herzen ein bischen Luft. Sieh hier, eine Einladung an den ‚lieben Herrn Stadtrath' von unserer Hausgenossin im ersten Stock. Er soll Sonntag mit einigen seiner Collegen bei ihr speisen!" Ernestine war in das anstoßende Wohnzimmer getreten, reichte das fragliche Briefchen einem jungen Mädchen, das lesend in einer Fensternische saß, und fuhr erregt fort: „Lieber Herr Stadtrath! schreibt sie, und wie lange ist es her, da ging sie an ihm vorüber, als kenne sie ihn nicht! Ja, die Zeiten ändern sich, und mir ist himmelangst, daß Fritz doch noch in die Falle geht. Seitdem er Stadtrath geworden, marschiren sie keck genug auf ihr Ziel los, und ich fürchte, Fritz hält seine Augen nicht so scharf offen, wie gewöhnlich."

„Dann schließt er sie mit Absicht, Tante! Und diese Absicht solltest Du unterstützen. Wenn ihm die Tochter so lieb ist, daß er den Hochmuth verzeiht und vergißt, mit dem die Mutter ihn einst behandelt, so solltest Du seiner Liebe nicht entgegentreten! Du solltest die Frau wie eine Schwester lieb haben und —"

„Laß mich mit solchem Ansinnen in Ruhe," unterbrach Fräulein Ernestine ungestüm die vermittelnde Rede. „Die Tochter ist ebenso wie die Mutter, und ich bin nicht so versöhnlicher Natur, daß ich ihr alles Herzeleid verzeihe, das sie meinem Bruder angethan! Es gab eine Zeit, da hatte diese Frau die Wahl zwischen meinem ehrlichen, braven, strebsamen Bruder, der sie von Jugend auf geliebt hatte, und jenem leichtsinnigen Burschen, den sie hernach heirathete. Dieser Letztere war allerdings der Erbe des

großen Hauses Lütten, der ihr eine Stellung bieten konnte, die ihrer Eitelkeit und ihrem Hochmuthe schmeichelte, während Jener erst am Beginne seines Erfolges stand. Dazu kam, daß sie wußte, wie Fritz sie schon seit Jahren geliebt hatte, und daß sie durch Blicke und Worte diese Liebe genährt und Hoffnung in ihm erweckt hatte. Heirathen wollte sie ihn nicht, dazu war sie zu eitel und weltlich gesinnt, aber seine Liebe und Hingabe wollte sie auch nicht entbehren. So hielt sie ihn von jedem anderen Herzensbündniß zurück und entfremdete ihn den alten Freunden unseres Hauses, in deren Kreisen er wohl eine gute und passende Frau gefunden hätte. So sicher hatte sie ihn gemacht, daß er nicht sah, was vorging, und noch immer vertrauensvoll an sie glaubte, als die ganze Stadt schon von der Verschwägerung der beiden reichen Häuser Lütten und Kulland sprach. Und dann kam der Tag, wo er vor der vollendeten Thatsache stand. Das hätte ihn heilen sollen, meinst Du? Ja, es schien auch so. Er war zwar nicht heiter — ich habe manches Jahr sein Lachen, das doch die einzige Erquickung in meinem Leben war, entbehren müssen — aber er war ruhig. Und da er seit dieser bitteren Erfahrung den Mädchen und Frauen noch mehr aus dem Wege ging als früher, so blieb ihm um so mehr Zeit, seinen Geschäften nachzugehen. Während es aber mit diesen immer besser ging und Arbeit und Geld ihm von allen Seiten zuströmte, führte das junge Paar ein flottes Leben, das nach dem Tode des alten Herrn Lütten so extravagant wurde, daß die ganze Stadt dazu bedenklich den Kopf schüttelte. Es kam, wie es kommen mußte. Der junge Herr hatte die Geschäfte vernachlässigt und sein Leben auf Reisen genossen. Hier aber spekulirte der Compagnon, den er sich nach dem Tode seines Vaters zugelegt, so wahnsinnig, daß die ganze Herrlichkeit früher zu Ende ging, als man es gedacht. Bankerott und Schande brach über das alte Haus herein, und über den Träger des geachteten Namens wäre noch Schlimmeres gekommen, wenn sich nicht in der zwölften Stunde noch ein Helfer gefunden hätte. Sport und Spiel hatte der Leichtsinnige stets mit Leidenschaft getrieben. Jetzt machte er ein Handwerk daraus und mag wohl nicht gar zu gewissenhaft dabei verfahren sein. — Fritz hat nie darüber gesprochen, aber ich weiß, daß er den Bitten keines Bedrängten widerstehen kann. Und als Jenem das Messer an der Kehle saß und er zu ihm kam und ihn anflehte, ihn zu retten, und ihn seinen und seiner Frau geliebten Jugendfreund nannte, nun, da wird er erlangt haben, was er wollte. Wie oft sich die Sache wiederholt hat, weiß ich nicht, aber daß es öfter geschehen ist, als Fritz jetzt wahr haben will, das weiß ich gewiß. Es war ein Glück, daß es mit dem Menschen rasch zu Ende ging, denn sicherlich hätte er Schmach und Schande über die ganze geachtete Familie gebracht. — So stehen die Sachen, und jetzt angelt die Wittwe im Verein mit ihrer hochmüthigen Mutter nach dem Manne, den sie einst schnöde abgewiesen."

„Und doch mag sie nicht so schlimm sein, als es den Anschein hat, Tante! Wer weiß, welche Einflüsse sich damals, als sie die Hand jenes Mannes annahm, geltend gemacht haben. Die Mutter mag diese Verbindung gewünscht haben, und sie war jung und hat der Ueberredung nicht widerstehen können."

„Du kennst sie nicht, deshalb urtheilst Du so," entgegnete Fräulein Ernestine ungeduldig. „Ich aber weiß, daß sie sich niemals beeinflussen ließ. Schon als Kind wußte sie ganz genau, was sie wollte, und wird es jetzt, wo sie schon längst über die verhängnißvollen Dreißig hinaus ist, noch besser wissen."

„Schon so alt?" rief das Mädchen erstaunt. „Das sieht man ihr wahrlich nicht an."

„Gegen ihr Alter ist nichts einzuwenden, das paßt zu Fritzens Jahren, ich möchte nur wünschen, daß alles Andere ebenso gut paßte! Aber sie sind grundverschieden in allen ihren Ansichten und Gewohnheiten. Er ist häuslichen Sinnes, und sie so an Vergnügen und Zerstreuung gewöhnt, daß sie ihr Haus eigentlich nur als Absteigequartier betrachtet. Er geht zu Grunde, wenn er dieses Leben mit ihr führen muß, und wenn er es nicht thut, nun, dann wird der eheliche Frieden früh genug zum Dache hinausfahren!"

Nachdem die alte Dame derartig ihr Herz erleichtert hatte, stand sie rasch auf. Mit dem Schlüsselkorb am Arm schritt sie der Thüre zu. Dort aber blieb sie noch einmal stehen, um mit stolzem Lächeln ihre Pflegetochter zu betrachten. Als diese gestern Abend angekommen war, hätte sie beinahe einen Schrei der Ueberraschung bei ihrem Anblicke ausgestoßen. Wie groß und schön das Mädchen in einem Jahre geworden war! Wie ein Bild blühender Jugendschöne hatte sie vor ihr gestanden.

Nach Tante Ernestinens Fortgang verharrte das junge Mädchen regungslos in ihrer Stellung. Sie hatte das Buch bei Seite gelegt und die Hände im Schoß gekreuzt. Das Wetter draußen begünstigte eine träumerische, nachdenkliche Stimmung. Der ganze Sommer war ein einziger langer Regentag gewesen, und auch heute rieselte es aus den tiefhängenden grauen Wolken, als könne die Fluth niemals versiegen.

Also deshalb hatte er sich nicht verheirathet! Hier in diesem Hause, in diesen Zimmern hatte sich eine Liebestragödie abgespielt, und ihr Vormund, dessen sie sich nur als eines ernsten, schweigsamen, streng blickenden Mannes erinnerte, war der Held dieser Tragödie gewesen! Und lange Jahre hindurch war er der Erwählten seines Herzens treu geblieben, ja er liebte sie noch trotz Allem und Allem, dieser finstere Mann!

Das junge Mädchen dachte an ihre Kindheit zurück, an den zürnenden Blick, an die finstere Stirne, die er oft gezeigt, und wie ihr Vater einst vor ihm gezittert hatte.

Sie nahm ihr Buch auf und fing wieder an zu lesen. Aber bald legte sie es weg, die ungewohnte Stille um sie her beängstigte sie. Gestern noch war sie von einer Kinderschaar umgeben gewesen, die sich lärmend von ihr verabschiedete, und heute dieses tiefe Schweigen in der ganzen langen Zimmerreihe! Sie stand rasch auf, ja sie mußte wenigstens das Geräusch ihrer Schritte hören. Langsam schritt sie aus einem Zimmer in das andere. Was für eine herrliche Wohnung, eine lange Doppelreihe hoher prächtiger Gemächer! Als er dieses Haus gebaut und dieses Hochparterre für sich eingerichtet, hatte er da vielleicht an die Frau gedacht, die er als Herrin hier einführen wollte? Sicherlich hatte er das gethan, denn für sich und Tante Ernestine hätte es einer solchen Wohnung nicht bedurft!

Wie ihr Vormund jetzt wohl aussehen mochte? Sie hatte ihn eine lange, lange Zeit nicht gesehen, aber sie hatte es nicht vergessen, daß er sie stets frostig abwehrend angeblickt. Sie erinnerte sich, daß seine Gegenwart und sein kalter forschender Blick die Macht gehabt hatten, sie bis zur völligen Fassungslosigkeit einzuschüchtern. Damals hatte sie unter diesem Drucke qualvoll gelitten, aber diese Zeiten waren jetzt vorüber! Jetzt war sie nicht mehr das von fremder Güte und Erbarmen abhängige Kind, jetzt stand sie auf eigenen Füßen. Und das Bewußtsein dieser Selbstständigkeit würde ihr den Muth geben, ihm frei und unbefangen entgegenzutreten. Sie wollte sich nicht mehr einschüchtern lassen. Die Achtung und Aufmerksamkeit, die er zu fordern ein Recht hat, wollte sie ihm natürlich beweisen — vielleicht bietet sich auch einmal die Gelegenheit, ihm in einigen Worten den Dank auszusprechen, den sie ihm schuldet — denn als Vormund hat er unleugbar treu seine Pflicht an ihr erfüllt. Im Uebrigen wird auch er hoffentlich ihrer veränderten Lebensstellung eingedenk sein. Sollte indessen seine Abneigung gegen sie noch immer so groß sein, daß er sie empfinden ließe, sie sei kein gern gesehener Gast in seinem Hause, nun, dann wollte sie den Staub dieser ungastlichen Schwelle von ihren Füßen schütteln und nie mehr wiederkehren.

Ein Zucken ging über das Gesicht des jungen Mädchens, und über ihre Augen legte sich ein feuchter Schimmer. Sie stand rasch auf und machte einige schnelle Gänge durch das Zimmer.

Bei dem Schall ihrer Schritte ist der alte Fido aus dem Nebenzimmer gekommen und reibt seinen Kopf an ihrem Knie. Sie beugt sich herab und streichelt ihn. Der Fido ist ein sehr alter Hund und hübsch kann er selbst in seinen jungen Jahren kaum gewesen sein, aber er wird dennoch hoch in Ehren gehalten. Er stammt noch aus dem Elternhause des Stadtraths und hat ein Kissen neben dem Ofen in des Stadtraths Zimmer, und dieser selbst pflegt auf seinem eigenen Teller das Futter für das zahnlose alte Thier zurecht zu schneiden. Und da ist auch noch der alte Kanarienvogel der Tante! Auch er hat es behaglich in seinem blank geputzten Käfig bei Zucker und Kanariensaat, so behaglich, daß er vor der Zeit dick und faul geworden ist. Er singt nie, er mag es in der tiefen Stille des Hauses verlernt haben. Sie tritt an das Bauer und klopft an die Messingstäbe, und wie Sonnenschein nach einem Frühlingsregen gleitet ein Lächeln über ihr Gesicht.

„Du Fauler!" sagt sie. „Von heute an sollst Du Unterricht im Singen haben! Komm her, laß einmal ab von Deinem Futterkasten und höre zu!"

Sie fängt an zu pfeifen, erst ganz leise, kaum hörbar. Da aber das Thierchen stille sitzt, den Kopf auf eine Seite neigt und sie mit seinen schwarzen Perlenaugen aufmerksam ansieht, wird das Pfeifen lauter. Endlich, als der kleinen Kehle ein paar schüchterne Töne entsteigen, geht das Pfeifen in ein lautes Jodeln über. Wie mächtig das in diesen hohen Räumen klingt! Nicht sowohl des Vogels wegen, als um ihre eigene Stimme zu hören, läßt sie ihren Gesang immer lauter anschwellen. Das reizt den Vogel. Mit voller Kraft setzt er ein, und aus dem Solo wird ein Zwiegesang, der laut von der hohen Decke widerhallt.

Im Nebenzimmer aber hatte sich die Thür geöffnet, und der Hausherr war eingetreten. Ueberrascht war er stehen geblieben, als die ungewohnten Klänge an sein Ohr schlugen. Der laute jubelnde Sang der frischen Mädchenstimme, zuweilen unterbrochen durch ein helles lustiges Lachen, das so harmlos glücklich klingt, daß es zum Einstimmen reizt, das schmetternde Lied des Vogels, der alle seine Kräfte anstrengt, seine Meisterin zu überschreien, das vergnügte Winseln des alten Fido — das Alles reizt die Neugierde des Stadtraths. Und als er durch die Portière späht, sieht er das Trio, das sein Haus mit so heiteren Tönen füllt. Da stand das junge Mädchen, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, das lächelnde Haupt in den Nacken gebeugt, unter den dunklen Wimpern hervor den Vogel lustig anblinzelnd, während Fido unruhig und eifersüchtig sie umstreicht und ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken strebt. Dies Bild mußte dem Stadtrath wohl gefallen, denn er stand ein paar Minuten regungslos, um es zu betrachten.

Wer mochte das schöne Mädchen wohl sein, das ihn eben so angenehm überraschte? War es möglich, konnte dies Marie Martin sein?

Natürlich war sie es, er entsann sich jetzt, daß seine Schwester ihn flüchtig von ihrem Kommen benachrichtigt hatte. Dies also war die Tochter des Vaga —! Zum ersten Male unterdrückte er die entehrende Bezeichnung, mit welcher er in seinen Gedanken den Vater seiner Mündel zu benennen pflegte. Ja, sie war es, jetzt erkannte er sie an ihrem braunen Lockenhaar. Aber was hatten die paar Jahre, die an ihm fast spurlos vorübergegangen waren, aus dem blassen, unbedeutenden Kinde gemacht! An dieser Erscheinung war nichts, was an ihre verachtete Herkunft erinnerte. Das dunkle Kleid von weichem schmiegsamen Stoff umschloß eng die feine, elegante Taille des Mädchens, die Hände waren von tadelloser Form und Weiße, die Haltung des Nackens und Hauptes einer Prinzessin würdig! Und dieses junge schöne Wesen hatte er zu einer Dienstmagd machen wollen! Und plötzlich, wie mit einem Zauberschlage, erinnerte er sich jeder unfreundlichen Empfindung, die er gegen das Kind gehegt. Wie oft hatten die großen Kinderaugen ihn mit ängstlichem Flehen angesehen, und er, der sonst nicht leicht einer Bitte widerstand, war an diesem stummen, rührenden Mahnruf vorübergegangen! Eine Regung von Scham überkam ihn, er mußte sich sagen, daß er nicht der vorurtheilsfreie Mann sei, für den er sich so gerne gehalten. Er wollte gut machen, was er gefehlt! In diesen vier Ferienwochen, die sie unter seinem Dache verlebte, wollte er ihr beweisen — —

Und wieder machte sich der nüchterne, skeptische Geschäftsmann geltend. Was wollte er ihr beweisen? Etwa, daß ihr hübsches Gesicht seine Vorurtheile mit einem Schlage überwunden hatte? Nein, das war nicht der richtige Weg! Kühl und prüfend mußte er ihr gegenübertreten, mit ruhigem Wohlwollen sie willkommen heißen. Weder durch Ohr noch Auge wollte er sich bestechen lassen, denn was bewiesen eine schöne Stimme und eine anmuthige Gestalt? War ihr Vater nicht auch ein selten schöner Mensch gewesen?

Der Stadtrath sagte sich endlich, daß es jetzt an der Zeit sei, seine Mündel zu begrüßen. Er trat über die Schwelle. Und jetzt stand er ihr gegenüber und sah, wie sie bei seinem unvermutheten Anblick zusammenfuhr und ihn mit großen Augen erschreckt anschaute. Das währte aber nur eine Minute, dann hatte sie sich gefaßt. Ein leichtes Roth glitt über ihre Züge, während sie ihm eine sehr tiefe, sehr anmuthige und sehr ehrerbietige Verbeugung machte, die er ebenso artig und ceremoniell erwiederte.

„Willkommen, Fräulein Marie," sagte er. „Sie haben mir durch Ihren heiteren Gesang eine hübsche Ueberraschung bereitet, solche Töne höre ich sonst nicht in meinem stillen Hause."

„Ich habe nur versucht, dem Kanarienvogel —"

„Das Singen beizubringen," ergänzte er lächelnd, ihrer Verwirrung zu Hilfe kommend. „Ja, Sie haben die beiden alten Träumer hier verjüngt und aufgeweckt. Verfahren Sie mit meiner Schwester ebenso, sie bedarf der Erheiterung. Im Uebrigen werden Sie selbst das Beste thun müssen, unser Haus zu einem passenden Aufenthalt für Jugend und Frohsinn zu machen. Ich fürchte, unser Leben wird Ihnen wenig Abwechslung bieten."

Dann hatte er ihr die Hand gereicht und war in sein Zimmer zurückgekehrt. Sie aber war stehen geblieben in einem Gefühl seltsamer Verwirrung, das indessen viel weniger drückend war, als das beklemmende Angstgefühl, das seine Gegenwart ihr früher eingeflößt. Es war nicht zu leugnen, daß die Begegnung nicht ganz so verlaufen war, wie sie sich vorgenommen, daß sie verlaufen sollte. Ruhig und würdevoll als Gleichberechtigte hatte sie ihm entgegentreten wollen, statt dessen hatte sie sich wieder imponiren und einschüchtern lassen. Das war eigentlich etwas niederbeugend für ihr Selbstgefühl, indessen es war doch einmal nicht zu ändern, daß dieser große ernste Mann mit seinen kühl und scharfblickenden Augen wirklich etwas Imponirendes hatte.

Sie setzte sich wieder an ihr Buch, aber sie konnte nicht lesen. Den ernsten, forschenden Blick, mit dem er sie angesehen, konnte sie nicht vergessen. Und noch lange nachher meinte sie, den Druck seiner Hand zu fühlen.

3.

Der Sonntag hatte in der Ritter'schen Parterrewohnung mit einer bewegten Scene begonnen. Eine Deputation von Arbeitern war gekommen, dem Meister zu seinem neuen Ehrenamte Glück zu wünschen. In dem großen Hausflur hatten sich die Leute versammelt, nicht im Sonntagsstaat, sondern in Lederschurz und sauberer Arbeiterblouse, den weißen Hemdkragen weit umgeschlagen und die blanke Axt auf der Schulter. Der Aelteste war vorgetreten, hatte in einfachen Worten Glück gewünscht und einen silbernen Pokal überreicht, den sein Nebenmann mit Wein zum Ehrentrunke für den neuen Stadtrath gefüllt hatte. Dieser hatte ihn dankend genommen und ihn „auf das Wohl der Stadt und auf den Fortbestand der gemeinsamen, guten und gesegneten Arbeit" geleert. Dann hatte er jedem Einzelnen die Hand geschüttelt und für seine Theilnahme gedankt.

„Und zwischen uns bleibt es beim Alten," hatte er zum Schlusse gesagt. „Der Stadtrath geht Euch weiter nichts an, für Euch bin und bleibe ich der Meister! Auf meinen Bauplätzen will ich keinen anderen, als diesen Titel hören! Ich bin stolz darauf, ein Handwerker zu sein, stolz auf den Titel: Meister, den ich mir selbst erworben!" Ein beifälliges Murmeln hatte diesen Worten geantwortet.

„Und nun danke ich Euch nochmals," hatte er dann gesagt. „Damit müßt Ihr Euch vorläufig begnügen! Ihr wißt, die Arbeit drängt jetzt, ich kann keine Eurer Hände missen, wenn ich meine Kontrakte rechtzeitig erfüllen will. Aber wenn die dringendsten Arbeiten beseitigt sind, dann sollt Ihr ein paar Feiertage haben. Ihr mögt Euch dann einen Tanzplatz aufschlagen, wo Ihr mit Euren Frauen und Töchtern tanzen könnt."

Marie, neben der Tante in der Thür des Wohnzimmers stehend, war Zeuge dieser Scene gewesen. Zum ersten Male hatte sie ihren Vormund seinen Arbeitern gegenüber gesehen. Zum ersten Male hatte sie beobachtet, wie trotz der scharf ausgeprägten Ueberlegenheit, die er in Haltung und Sprache geltend gemacht, doch ein Ton warmer Herzlichkeit durch seine Worte geweht hatte. Dieser Mann war sicherlich nicht nur der unerbittliche, streng fordernde Arbeitgeber, den sie in ihrer Kindheit ihrem Vater gegenüber kennen gelernt hatte. Neben seiner Strenge mußte er auch Güte walten lassen, dafür sprach sein ganzes Verhalten an diesem Morgen, dafür sprach auch die Anhänglichkeit seiner Arbeiter.

Als er nach dem Fortgange derselben wieder in's Zimmer trat, fand er sich seiner Schwester gegenüber, die ihm beide Hände entgegenstreckte. Der Ausdruck befriedigten Stolzes auf ihrem Antlitze, und die leuchtenden Blicke, mit denen sie ihn betrachtete, riefen auf dem Gesichte des Stadtrathes ein leichtes Lächeln hervor.

„Fritz, ich bin stolz auf Dich!" sagte sie feierlich. „Du bist in Wahrheit ein ganzer Mann, und ein solcher zwingt mir Anerkennung und Achtung ab, wo ich ihn auch finden mag!"

„So, Tinchen? Nun, das freut mich, denn es ist immer besser, Du kommst spät hinter eine Wahrheit, als gar nicht! Aber ich warne Dich! Das ungewohnte Lob wird mir zu Kopf steigen, daß Du es bald für Pflicht halten wirst, mich ob meines Dünkels und Hochmuthes ein bischen zu ducken."

„Hörst Du, Marie? Das ist ein Hieb wegen meines Verhaltens nach der Stadtrathswahl. Es thut mir leid, Fritz, wenn ich Dich damals durch meine Gleichgiltigkeit geärgert habe, aber mir hat es stets scheinen wollen, als ob Deine Wahl nicht allein der Anerkennung Deines persönlichen Werthes entsprungen sei. Zum Mindesten hat nicht nur das, was Du bist, sondern auch das, was Du hast, bei der Wahl mitgewirkt. Heute aber ist es ein ander Ding! Den Respekt und die Liebe Deiner Arbeiter erringst Du Dir nur durch Dich selbst. Und da ich weiß, was es bedeuten will, eine Masse ungebildeter und zum größten Theil undisziplinirter Menschen dem Willen eines Einzelnen gehorsam zu machen und sie zu Arbeit und strenger Pflichterfüllung anzuhalten, und dies zu bewerkstelligen ohne Härte, nur durch eigene Tüchtigkeit, Selbstbeherrschung und Gerechtigkeit, so sage ich Dir: als Handwerksmeister hast Du Dir meine Achtung erworben, und ich bin stolz auf meinen Bruder Zimmermann!"

Fritz Ritter war, wie alle tüchtigen Menschen, bescheiden und wollte von dem, was er geleistet, nie viel Aufhebens gemacht wissen. Die Lobrede seiner Schwester, noch dazu in Gegenwart des jungen Gastes, brachte ihn daher etwas in Verwirrung.

„Ich bin Dir für Deine gute Meinung dankbar, Tinchen," sagte er ablenkend. „Im Uebrigen aber wollen wir diese Sache jetzt ruhen lassen und an unser Frühstück denken. Bitte, Fräulein Marie, setzen wir uns!"

Er schaute zu dem jungen Mädchen hinüber, das jenseit des Tisches hinter einem Stuhle stand, und begegnete einem glänzenden, freudigen Blicke. Merkwürdig, was in solch' einem Blicke alles liegen kann! In diesem las der Stadtrath eine schüchterne und dennoch warme Anerkennung, eine freudige Bewunderung. Er entsann sich nicht, daß seit langen Jahren ihm je das Herz so rasch und warm geklopft hätte, als unter dem Blick dieses sanften, groß zu ihm aufgeschlagenen Mädchenauges.

„Nun, Fritz, heute gefällt Dir doch unser Frühstückstisch, heute ist er doch des Hauses eines Stadtrathes würdig, gelt?" sagte Fräulein Ernestine, als sie neben Marie dem Bruder gegenüber Platz genommen. „Marie hat ihn geordnet. Und sieh' den schönen Blumenstrauß, den sie in die Mitte gestellt hat! Ich wette, Du kannst nicht rathen, aus welchem Garten die Blumen stammen."

(Fortsetzung folgt.)

Die große Fontäne in Sanssouci.

(Mit Bild auf Seite 321.)

Unter den in und bei Potsdam befindlichen königlichen Schlössern und Parks ist es vor Allem der Ruhesitz Friedrich's des Großen, das berühmte Sanssouci, welches die Fremden anzieht. Dasselbe hat zwei Haupteingänge. Wenn man durch den besuchtesten derselben beim „grünen Gitter" an der Friedenskirche in den Park eintritt, so gelangt man nach kurzer Zeit auf einer geraden und breiten Allee zur großen Fontäne (siehe unser Bild auf S. 321), die an allen Dienstag- und Donnerstag-Nachmittagen springt. Inmitten eines kreisrunden Bassins steigt aus einer 9,1 Centimeter weiten Oeffnung ein gewaltiger Wasserstrahl 36,7 Meter hoch in die Luft. Das Bassin umgeben zwölf Marmorstatuen und Gruppen, welche Persönlichkeiten und Begebenheiten aus der griechischen Mythologie darstellen und meist von C. Adam angefertigt worden sind. Eine 20 Meter hohe breite Treppe führt direkt von dort aus in sechs, mit zahlreichen Orangen- und Lorbeerbäumen besetzten Terrassen zu dem Schlosse empor, von dessen Fenstern aus der große Friedrich, der „Philosoph von Sanssouci", oft dem bunten Spiel der Wasser, welche die große Fontäne emporschleudert, zugesehen hat.



Erhörung. Gedicht von H. Falkland.



Schirmvögel. (S. 326)

Der Schirmvogel.

(Mit Bild auf Seite 325.)

Zu den merkwürdigsten Vögeln gehört der im tropischen Südamerika heimische Schirmvogel (siehe unser Bild auf Seite 325), den einerseits die große helmförmige Schirmhaube, welche er nach Belieben sträuben und aufrichten kann, und andererseits der runde, allseitig befiederte Hautlappen kennzeichnet, der ihm vom Halse herabhängt und mit dem Alter immer länger wird, so daß er oft die Länge des Körpers übertrifft. Der Zweck dieses seltsamen Anhängsels ist bisher noch nicht erklärt. Die erwähnte Haube ist dunkel blauschwarz, das übrige Gefieder ziemlich gleichmäßig schwarz; das Auge des Schirmvogels ist grau, der Oberschnabel schwarzbraun, der Unterschnabel graubraun, der Fuß mattschwarz. Das Männchen erreicht ungefähr die Größe einer Krähe. Bei dem kleineren und schwächeren Weibchen sind auch Haube und Kehllappen kleiner und das Gefieder matter gefärbt und glanzloser. Die Schirmvögel nähren sich von Baumfrüchten, sollen aber auch Kerbthiere fressen. Sie sind ungemein scheu und verrathen sich zumeist nur durch ihr Geschrei am frühen Morgen und bei Sonnenuntergang. Dasselbe ist außerordentlich stark und weittönend und gleicht dem fernen Brüllen eines Stieres, weshalb die Indianer sie „Stiervögel" nennen. Im Fluge legt der Schirmvogel die Kopfhaube rückwärts und die Kehlquaste so dicht an den Leib, daß man sie nicht von seinem Gefieder unterscheiden kann; im Hocken richtet er die Haube zu voller Höhe auf und läßt die Kehlquaste hängen; im Schlafe legt er den Kopf bis zur Rückenmitte zurück, zieht den ganzen Körper auf den angezogenen Füßen zusammen und erscheint als ein schwarzer Federball, aus welchem nur die Schirmhaube und die Quaste seltsam hervorragen. Ueber seine Lebensweise ist im Uebrigen noch wenig Sicheres bekannt.

Der Schrecken Campaniens.

Skizze

von F. v. Zobeltitz.

(Nachdruck verboten.)

Im Februar 1861 war die Felsenveste Gaëta, der letzte Zufluchtsort der aus Neapel vertriebenen bourbonischen Königsfamilie, gefallen. Franz II. hatte sich nach Rom begeben, um sich dort auszuruhen von den Strapazen der hunderttägigen Belagerung, während in seine verloren gegangene Hauptstadt Neapel Viktor Emanuel siegreichen Einzug hielt. Die Armee der Bourbonen war zerstreut worden, aber noch nicht vernichtet. In allen Theilen des Landes fanden sich versprengte Häuflein vor, und diese zu sammeln, um sie von Neuem gegen die Wehrkräfte des liberalen Regiments in's Feuer zu führen, war eifrige Sache der Contre-Revolution. Leider bedienten sich die Bourbonen eines durchaus verwerflichen Mittels, um ihre geschwächte Armee zu vermehren und zu kräftigen. Sie zogen Alles an sich heran, was Muskeln und Sehnen hatte und gesonnen war, gegen ein Handgeld von einigen Dukaten sein Blut im Kampfe mit den Bersaglieri und den piemontesischen Jägern zu vergießen, ohne Auswahl und ohne Sichtung. Von den Abruzzen her und aus den Sabinerbergen, von der Tavoliere di Puglia im fernen Apulien, aus den Sumpfgegenden der Campagna und den Blumenthälern Campaniens strömten ganze Schaaren herbei, um in den römischen Werbebureaux Handgeld zu nehmen und unter die Banner der Reaktion zu treten. Tolles Gesindel mancherlei Art fand sich da zu Haufen zusammen. Der ganze Brigantaggio, der sich bisher scheu in den Bergen des Apennin verkrochen, trat offen an's Tageslicht. Zerlumpte Strolche mit sonnenbraunen Gesichtern, auf denen das Laster seine Runenschrift eingegraben, bildeten das Hauptkontingent dieser neuen Armee, welche die Piemontesen zu Paaren treiben sollte.

Zur Zeit dieser Werbungen lebte in Acerno, einem kleinen Städtchen am Golf von Salerno, ein junger Mensch mit Namen Gaëtano Manzi. Sein Vater hatte sich als Holzarbeiter — ein vielgepflegter Beruf im campanischen Tieflande — mühsam seinen Unterhalt verdient, er selbst aber sich wenig mehr als um die eine Beschäftigung bemüht: dem lieben Gott die Tage abzustehlen. Gaëtano war ein Mensch, der sich schon in jungen Jahren durch einen riesenhaften Körperbau ausgezeichnet hatte, mit zwanzig Lenzen war er ein Gigant. Sein regelmäßig geschnittenes, bis auf den brutalen Zug um die Lippen fast schön zu nennendes Antlitz mit den großen dunklen Augen und den stark gewölbten Brauen hatte einen trotzig verwegenen Ausdruck, dazu der mächtige Nacken, die breite Brust und die kraftstrotzenden muskulösen Arme, kurz, Gaëtano Manzi war ein Mann, wie er in die Armee des vertriebenen Bourbonenkönigs, der sich ja stets gern um die Gunst der Lazzaroni beworben hatte, paßte, ein Mann, auf den, seiner eigenen Meinung nach, diese Armee hätte stolz sein müssen. Gaëtano hatte sich eigentlich schon lange mit der Idee getragen, das Waffenhandwerk zu erwählen, nicht etwa als regulärer Soldat, der sich auf dem Exercierplatze drillen lassen muß, nein, als Freischärler, als Beutemacher, als geduldeter Bandit! Das Leben im Felde, das war ihm recht! Heute hier, morgen da — heute den Bersaglieri auf die Federbüsche klopfen, morgen ein von Garibaldianern besetzt gehaltenes Dorf erstürmen — heute im Bivouak, morgen auf Eiderdaunen, die irgend einem reichen Cittadino (Bürger) aus dem Kopfkissen gestohlen waren! — Gaëtano hatte sich das Alles so hübsch ausgemalt; wie viel freier und ungebundener war dies Leben doch, als das seinige in der Einsamkeit des kleinen Bauernstädtchens, in das bisher kaum der Lärm der Ereignisse der großen Welt da draußen hereingedrungen war.

Aber der Zukunftsträumer für die Bourbonenherrschaft hatte umsonst geträumt, umsonst seine Luftschlösser erbaut. Eines schönen Tages rasselten auf den engen Straßen die Trommeln und zwei Kompagnien Schützen marschirten auf. Die Aushebung begann — die Aushebung für den Soldatendienst allerdings, aber nicht für den des vertriebenen Bourbonen, sondern für die Armee des einigen Italiens, des Königs Viktor Emanuel. Auch Gaëtano mußte sich stellen, so zuwider es ihm auch war. Der Bataillonsarzt lächelte, als er den riesigen Kerl vor sich sah, und ließ ihn ohne nähere Untersuchung sofort der „prima categoria" einrangiren. Unter militärischer Eskorte wurde Manzi mit hundert Anderen in die Kaserne von Salerno geführt. Am nächsten Tage sollte der Dienst beginnen, aber am nächsten Tage schon wurde Gaëtano vermißt, er war desertirt.

Wenige Wochen später wurden mehrere Kompagnien Bersaglieri zum Absuchen der Berge um den Monte Angelica kommandirt. Es war dort ein frecher Raubanfall vorgekommen, freilich nicht der erste, der in dieser Gegend zu verzeichnen gewesen wäre. Zwei neapolitanische Herren waren unfern der Stadt Salerno in ihrem Wagen von einer vielleicht zwanzig Mann starken Bande überfallen und „sequestrirt", d. h. bis zu ihrer Auslösung durch Anverwandte in die Berge geschleppt worden. Die neapolitanischen Behörden hatten bereits seit einiger Zeit ihr Augenmerk auf einen in diesem Theile Campaniens sein Unwesen treibenden Räuber gerichtet. Der Bandit hieß Giardullo und zeichnete sich durch seine Kühnheit, Grausamkeit und Habsucht in gleichem Maße vor allen seinen das „freie Handwerk" liebenden Collegen aus. Seiner Bande hatte sich vor Kurzem ein neuer Brigant angeschlossen, der Deserteur von Salerno: Gaëtano Manzi. Manzi war es auch gewesen, der den Ueberfall auf jene beiden Neapolitaner geplant und geleitet hatte; er wurde dafür seines bewiesenen Geschicks halber von Giardullo zum „Sottocapitano", zum Unterhauptmann, ernannt. Die Besaglieri suchten lange nach der Bande Giardullo's, jedoch vergebens. Die Bewohner jener Gegend, die auf Seiten der Bourbonen standen, trugen dem neuen Regiment einen unversöhnlichen Groll entgegen und suchten — nebenbei theilweise auch im Solde der Räuber — ihr Vergnügen darin, die „Federhüte" durch falsche Meldungen und unrichtige Angaben in die Irre zu führen. So kam's, daß die Bande in unmittelbarster Nähe Acerno's sich ungenirt einnisten und ihre beiden Gefangenen fast ein Vierteljahr lang in Haft behalten konnte. Nach dieser Zeit wurde der eine der Beiden entlassen; sein in Rom lebender Vater hatte ein dreimaliges Lösegeld prompt entrichtet — der Gefangene hatte also „seine Schuldigkeit gethan". Ungleich schlimmer erging es dem Zweiten, einem Abbate Calabritto. Der Unglückliche wurde anfangs nicht schlecht behandelt, die Räuber, wie alle ihres Gelichters voller Aberglauben und voll jener äußerlichen Frömmigkeit, die man in romanischen Ländern so häufig antrifft, zwangen ihn zwar, täglich mehrere Messen für ihr Seelenheil zu lesen, kamen ihm aber sonst mit Achtung entgegen. Dies änderte sich erst, als eines Tages statt der geforderten sechstausend nur fünfhundert Dukaten von den Verwandten Calabritto's zur Auslösung desselben eintrafen. Ein toller Ingrimm erfaßte den Sottocapitano, der bereits so gut wie selbstständiger Führer der Bande war; in seiner Wuth befahl er, dem gefangenen Geistlichen das rechte Ohr abzuschneiden, und die grausame Ordre wurde in der That vollzogen. Zwei Tage später fand Don Domenico Calabritto, der Bruder des Abbate, vor der Thür seiner Wohnung in Neapel eine kleine Schachtel vor. Als er dieselbe öffnete, fiel ein noch blutiges Menschenohr heraus und ein Brief Gaëtano Manzi's. „Ihr habt erst fünfhundert Dukaten geschickt," hieß es in demselben, „und das genügt nicht. Trifft im Laufe des heutigen Tages nicht der Rest, außerdem noch zwei damascirte Doppelflinten und ein Revolver, Kaliber $2\frac{1}{4}$ Onze, ein, so verliert Ihr Alles, außerdem aber tödten wir Don Luigi, Euren Bruder. Hauptmann Manzi."

Der geängstigten Familie des gefangenen Geistlichen, von dem bitteren Ernste der Banditen durch die Uebersendung des abgeschnittenen Ohres überzeugt, blieb nichts weiter übrig, als den Forderungen der Briganten nachzugeben und zu zahlen. Vierundzwanzig Stunden darnach erschien der Abbate Calabritto wieder auf der Promenade der Villa reale zu Neapel, aber er sah sehr bleich aus und trug die Stelle des Kopfes verbunden, an der bei gewöhnlichen Sterblichen das rechte Ohr zu sitzen pflegt.

Mit diesem ersten Raubanfall hatte sich Gaëtano Manzi „ruhmvoll" in das Ehrenbuch des süditalienischen Brigantaggio eingetragen. Jetzt war er ein Vogelfreier, jeder Bersaglieri konnte ihn niederschießen wie einen tollen Hund, Gefängniß und Ketten drohten ihm, wenn er sich wieder in der Gesellschaft der ehrlichen Leute blicken ließ, an eine Umkehr war nicht mehr zu denken, nun ging es vorwärts auf der Bahn des Verbrechens.

An einem Wintertage des Jahres 1863 fand man auf der Straße, die von Acerno nach Montella führt, einen auf gräßliche Weise ermordeten Bauer. Sein Leib war von Dolchstichen geradezu zerfleischt, eine einzige furchtbare Wunde. An dem blutbefleckten Rocke des Ermordeten steckte ein Zettel folgenden Inhalts: „Dem Herrn Delegirten von Acerno zur Nachachtung! Das ist das erste Exempel, welches wir statuiren; wir haben einen Spion aus dem Wege geschafft, und es werden Alle, die gegen uns sind, auf gleiche Weise den Tod erleiden. Auch du, Volk von Acerno, merke dir: wer

sich nicht hütet, stirbt! Gaëtano Manzi" — Nun wußte man wenigstens, um welcher Ursachen willen der unglückliche Bauer seinen schrecklichen Tod gefunden hatte. Selbst diejenigen aus der Bevölkerung, die bisher aus politischen Rücksichten den Briganten zugethan gewesen waren, fielen nach der letzten Blutthat Manzi's von ihm ab, und die Behörden hätten leichtes Spiel gehabt, wären sie vorsichtiger gewesen. Statt die ganzen Berge zu umzingeln, wie es anno 1809 der General Manhes gemacht hatte, als ihm die Säuberung Calabriens von dem Brigantaggio anbefohlen worden war, zogen sie in großen Trupps über die Straßen und verriethen dadurch den Briganten ihre Anwesenheit. Manzi hatte seine Bande in verschiedene Abtheilungen getheilt, die gleichfalls verschiedene Schlupfwinkel aufgesucht hatten; er selbst hielt sich während der Zeit der Verfolgung in einer von ihm entdeckten Grotte ganz in der Nähe von Acerno auf. Von hier aus durchstreifte er in mancherlei Verkleidungen die Gegend, gerieth sogar einmal in die Hände einer Versaglieri-Patrouille, die sich seiner als Führer bediente, ohne zu ahnen, daß der, den sie suchten, an ihrer Seite schritt.

Nach Vierteljahrsfrist begannen die Bemühungen der Behörden, Manzi's habhaft zu werden, wieder zu erlahmen, und der freche Bandit konnte mit neuen Schreckensthaten an die Oeffentlichkeit treten. Im Februar 1864 wurden aus einer Villa bei Montecardino vier Hausbewohner gebunden und geknebelt in die Berge geführt. Man hörte etwa acht Wochen lang nichts von ihnen, bis sie endlich nach Montecardino zurückkehrten — alle Vier mit abgeschnittenen Ohren und jeder um tausend Dukaten erleichtert. Unmittelbar darauf wurde ein römischer Senator und ein Advokat auf der Straße von Capua nach Caserta gefangen genommen, und etwas später ein Handelsmann zwischen Contursi und Eboli; auch der Letztere verlor seine Ohren, während die beiden Erstgenannten nach Zahlung eines hohen Lösegeldes mit dem bloßen Schrecken davonkamen. In Eboli ebenfalls war's, wo ein Gastwirth Namens Postiglioni „sequestrirt" wurde. Da der Unglückliche kein Baarvermögen besaß, mußte er auf Verlangen Manzi's vom Orte seiner Gefangenschaft aus an einen Notar schreiben, der seine gesammte bewegliche Habe verkaufen sollte. Der Erlös dafür, dreitausend Dukaten, befreite ihn aus den Händen der Räuber. Als ein Bettler kehrte Postiglioni nach Eboli zurück, und nicht nur als ein Bettler an Geld und Gut, nein, auch an Lebensglück — die Briganten hatten bei dem Ueberfalle ihm auch den einzigen Sohn und die Tochter erschossen. In seiner Verzweiflung soll sich der Unglückliche, wie später die neapolitanischen Zeitungen berichteten, selbst das Leben genommen haben.

Die Sicherheit, in die Manzi sich nach und nach eingewiegt hatte, und seine mit den Erfolgen wachsende Habgier trieb ihn zu immer verwegeneren Raubthaten. Am 15. Mai 1865 wurden zwischen Pästum und Sorrent zwei Engländer, die Herren Marrey und Mooes, überfallen. Am nächsten Tage erhielt der englische Konsul in Neapel ein Schreiben Manzi's, in welchem dieser ihm die „Sequestration" der Genannten meldete und ihm gleichzeitig mittheilte, die Beiden würden nur freigegeben werden, wenn jeder von ihnen 15,000 Dukaten „Auslösegebühr" zahlte. Was that der also interpellirte englische Konsul? Statt ohne Weiteres alle Behörden dem frechen Briganten auf die Fersen zu hetzen, ließ er sich mit Manzi in eine lange und weitschweifige Korrespondenz ein — der Vertreter eines mächtigen Reiches unterhandelte mit einem campanischen Banditen! Das Ende vom Liede war, daß Manzi seine 30,000 Dukaten erhielt, und daß die schier zu Tode geängstigten Söhne Albions, die zufälligerweise nicht nach irdischem Tande zu fragen hatten, froh waren, so billig davongekommen zu sein.

Mit Recht muß man erstaunen, daß es möglich gewesen ist, eine ganze Reihe so dreister Verbrechen geradeswegs unter den Augen der Polizei straflos verüben zu können. Das Land und speziell die Umgebung Neapels litt eben noch schwer an der Mißwirthschaft, die unter der Herrschaft der Bourbonen eingerissen war und die neue Regierung hatte vorläufig zu wenig geeignete Kräfte, um mit einem Schlage die Sache umzugestalten. Wenn auch die erste Blutthat von Acerno die anständigeren Gegner der neuen Regierung vollkommen von dem bisher der Polizei zum Possen unterstützten Brigantaggio gelöst hatte, fanden sich doch immer noch schlechte Subjekte und Fanatiker der Politik genug, die sich ein Gewerbe daraus machten, die Verfolgung auf Irrwege zu leiten. Andererseits befand sich die ganze Polizeimaschinerie noch nicht in gehörigem Gang; zahlreiche Unterbeamte operirten auf ihre eigene Faust, und dies war mit der Hauptgrund, daß Manzi stets genau über die Bewegungen der Einzelnen orientirt war.

Manzi hatte durch seine Räubereien sich bereits ein erkleckliches Stück Geld zusammengescharrt — zusammengescharrt in des Wortes ganzer Bedeutung, denn der Brigant war sehr geizig und pflegte alle seine Schätze in einer Höhle bei Salerno, der Grotta Santillo, aufzustapeln. Seine Bande war durchweg miserabel gekleidet und im Ganzen auch nur mäßig mit Waffen ausgerüstet; er allein trug gewöhnlich ein phantastisches Fra Diavolo-Kostüm und war stets bis an die Zähne bewaffnet. Alle seine Leute hatten gewaltigen Respekt vor ihm, da er den meisten an Kraft, rohem Muth und — Bildung überlegen war. Ja, auch an Bildung, denn Manzi war unter seiner Bande der Einzige, der die Feder zu führen verstand zu — Erpressungsbriefen. Aber auch mit der Literatur beschäftigte sich der Räuber. Romane und verschiedene Nummern eines in Neapel erscheinenden Klatschblattes wurden später in seiner Höhle vorgefunden. War einmal irgend ein guter Fang geglückt, dann pflegte Manzi seine Gesellen um sich zu versammeln. Aus Salerno oder Acerno wurde ein Faß Landwein oder Wermuth geholt, und dann kamen die Karten an die Reihe. Und zwischen diese friedlicheren Unterhaltungen und die Bestialitäten, die Manzi's Raubanfälle immer zur Folge hatten, schob sich eine Reihe von Andachtsübungen, von Gebeten und Liturgien. Der Brigant war auf seine Art fromm — freilich eine entsetzliche Frömmigkeit! Als ob dieser Mensch mit dem verhärteten Herzen für etwas Anderes Regungen empfinden konnte, als für das Gold mit seinem verblendenden Schimmer? —

Zu Anfang des Jahres 1866 war es, als die Journale von einem neuen, empörend frechen Raubanfall Manzi's zu erzählen wußten. In Fratte, unweit Salerno, hatte sich ein reicher Schweizer Fabrikant, Werner mit Namen, angesiedelt; auf ihm war der habgierige Blick Manzi's haften geblieben. Ein Sohn Werner's, dessen Hauslehrer und ein Buchhalter des Fabrikanten wurden eines Abends bei der Rückkehr von einem Spaziergange in unmittelbarer Nähe der Werner'schen Villa überfallen und fortgeschleppt. Der Gang der Ereignisse war derselbe, wie bei allen „Sequestrationen" Manzi's. Der alte Werner erhielt Drohbrief auf Drohbrief und mußte immer wieder von Neuem seinen Geldschrank öffnen, um den wachsenden Forderungen Manzi's gerecht zu werden. Er hatte gegen 200,000 Franken bereits gezahlt, als die Gefangenen freigegeben wurden. Der Grund dieser plötzlichen Entlassung war ein höchst merkwürdiger, psychologisch interessanter: Manzi gab vor, von Gewissensbissen gepackt zu werden, und — stellte sich selbst mit seiner ganzen Bande, fünfzehn Köpfe stark, dem Gerichtstribunal von Acerno.

Dieser Schritt des gefürchteten Briganten mag in der That räthselhaft erscheinen. Vielleicht war es wirklich das Gewissen, das sich in diesem wüsten und dabei doch abergläubischen Menschen zu regen begann, vielleicht auch fürchtete er die mit der Zeit energischer operirende Polizei und hoffte durch eine freiwillige Stellung eine Milderung seiner Strafe, genug, Thatsache bleibt, daß Manzi mit seinen Genossen am 4 März 1866 in Salerno inhaftirt wurde. Ohne Zögerung wurde der Prozeß gegen ihn begonnen — aber zwei Jahre dauerte es, ehe das gewaltige Material gesichtet, ehe die zahllosen Zeugen verhört, ehe von dieser und jener Seite die nothwendigen vollgiltigen Beweise herbeigeschafft werden konnten. Endlich, am 24. März 1868, konnte mit den eigentlichen Verhandlungen begonnen werden. Manzi leugnete nichts — er lächelte sogar, als der Gerichtshof ihm, nachdem er achtzehn schwerer Verbrechen überwiesen worden, das Urtheil verkündete: lebenslängliche Zwangsarbeit! Der Brigant wurde mit sammt seinen Genossen dem Zuchthause zu Pescara, später dem von Chieti übergeben. Von hier aus entfloh er in der Nacht vom 18. zum 19. November 1871, und mit ihm gleichzeitig seine fünfzehn Verbündeten. Alle wurden zurückgebracht — Manzi allein entkam.

Und wieder verfloß nur eine kurze Spanne Zeit, da ging die Kunde von einem neuen Attentat auf die öffentliche Sicherheit von Mund zu Munde, einem Attentat, das an Frechheit und an Dreistigkeit alle Brigantenstückchen der früheren Zeit übertraf und das — Manzi zum Urheber hatte. In Giffoni, einem Städtchen im salernitanischen Gebiet, saß eines Abends eine Anzahl Herren plaudernd im Café Cappetto am Marktplatz — unter ihnen ein reicher Grundbesitzer, der Signor Giuseppe Mancusi. Da — es hatte soeben vom Kirchthurme herab neun Uhr geschlagen — öffnete sich plötzlich die Thüre, eine Rotte Bewaffneter drang in das Gemach, Schüsse krachten nach rechts und links, und in dem entstehenden allgemeinen Wirrwarr faßten kräftige Hände den angstvoll sich wehrenden Mancusi und trugen ihn in's Freie. Kaum eine Minute hatte das Ganze gewährt, und als draußen auf dem Marktplatze die Leute zusammenzulaufen begannen und man mit der Zeit auch einen Polizeibeamten nach dem anderen auftauchen sah, da waren Manzi und seine inzwischen angeworbenen Genossen mit ihrem neuen Gefangenen schon über alle Berge. Vier Monate und einige Tage lang mußte Mancusi die Gesellschaft der Räuber theilen, dann wurde er entlassen. 50,000 Dukaten in baar und circa 10,000 Dukaten in allerlei goldenem Geschmeide, das Manzi besonders liebte, waren für seine Freilassung gezahlt worden.

Nun endlich sahen die Behörden ein, daß man diesem waghalsigen Banditen gegenüber mit anderen Mitteln vorgehen müßte, als bisher. Manzi hatte seine Haupterfolge durch ein gutes Spionirsystem und durch zahlreiche Bestechungen aller Art erzielt — so wollte man es auch machen! Und wirklich, was die brave neapolitanische Polizei auf gewöhnlichem Wege nicht hatte erreichen können, das glückte ihr durch List. Von einem ihrer Kundschafter erfuhr sie eines Tages, daß Manzi sich demnächst in der Strada Foria zu Neapel blicken lassen werde, da er Munition einzukaufen beabsichtige. Um die bestimmte Stunde war die Straße infolge dessen wie besäet mit verkleideten Polizisten, die vereinzelt und in Gruppen Aufstellung genommen hatten. Von allen diesen Leuten kannte nur ein Einziger Manzi von Angesicht zu Angesicht, und auf diesen Einzigen blickten in

fieberhafter Erwartung die Uebrigen. Da fährt ein Grünkramwagen die Straße herauf, zwei Eselchen davor, hochbepackt und gezügelt von einem Bauern in sicilianischer Mütze und mit großer blauer Sonnenbrille. Ein geller Pfiff ertönt — und schon ist der Bauer von seinem Sitze gesprungen, ein Revolverschuß streckt den Ersten, der ihn anfassen will, todt zu Boden, ein zweiter Schuß trifft einen Anderen schwer in die Brust — nun ist Spielraum gegeben. Nach allen Seiten Faustschläge austheilend, sucht Manzi in eines der Nebengäßchen zu entkommen, aber die Uebermacht ist zu gewaltig. Fünf Kugeln trägt er in Schultern, Armen und Brust — da trifft eine sechste sein Herz, und Manzi sinkt auf der Stelle todt auf das Steinpflaster nieder.

Manzi war der letzte Brigant in Campanien — aber von seinen Unthaten, seinen waghalsigen Streichen, seinen Tollheiten erzählen sich noch heute am Herdfeuer die Hirten und schwärmen noch heute die Lazzaroni auf der Hafenmauer der Golfstadt.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Aus dem Regen in die Traufe. — Es war zu Anfang der vierziger Jahre, als zu Dresden der Dr. Schmieder in der von ihm kürzlich übernommenen „Abendzeitung" mit unerbittlicher Feder seine strengen und keineswegs immer gerechten Theaterkritiken schrieb. Er schonte dabei Niemanden, selbst nicht die berühmtesten Namen, die Lieblinge des Publikums, zu denen in erster Reihe mit die gefeierte Schröder-Devrient gehörte. Natürlich war Schmieder infolge seiner Rücksichtslosigkeit gehaßt und gefürchtet, und die Künstler mieden seinen Umgang. Dennoch fügte es einst der Zufall, daß auf einer Reise von Dresden nach Leipzig in einem Coupé zweiter Klasse die Schröder-Devrient mit Dr. Schmieder zusammentraf, welcher dasselbe Reiseziel verfolgte. Im Coupé befanden sich noch einige fremde Herren und Damen, welche die kurz vorher eröffnete Eisenbahn benutzten, um Leipzig einen Besuch abzustatten. Das Gespräch kam sehr bald auf die Kunst und speziell auf das Dresdener Hoftheater. Eine Dame erzählte, daß sie am Abend vorher Weber's Oper „Euryanthe" gehört, aber das Theater unbefriedigt und enttäuscht verlassen habe. Namentlich sei die Schröder viel zu alt für diese Rolle, und sie begreife nicht, wie man so viel Aufhebens von der Sängerin machen könne. Ihr Gesang sei kaum mehr zum Anhören und sie wundere sich nur über die Geduld des Publikums, das sich noch so etwas bieten lasse. „Finden Sie nicht auch," wandte sie sich an einen schwarzgekleideten, neben ihr sitzenden Herrn, „daß die Schröder endlich aufhören sollte, das Publikum zu quälen?" — „Wollen Sie das nicht der Madame Schröder-Devrient selbst sagen?" erwiederte ihr Nachbar, „sie sitzt Ihnen gegenüber!" — Eine peinliche Pause trat ein, Niemand machte den Versuch, die Tadlerin aus ihrer Verlegenheit zu reißen. Endlich beginnt die Dame einige Entschuldigungen zu stammeln: „Ich bitte tausendmal um Verzeihung, ich war gestern wirklich recht unwohl und habe nicht mit voller Ruhe und Aufmerksamkeit der Oper folgen können. Auch habe ich nur einen kleinen Theil derselben mit anhören können, und darin hatten Sie gerade sehr wenig zu singen. Aber ich gestehe Ihnen, ich war durch die schändlichen Kritiken in der Abendzeitung beeinflußt, dieser Schmieder, der die Theaterbesprechungen schreibt, tadelt Sie immer so rücksichtslos, es muß ein recht widerwärtiger, dünkelhafter Mensch sein!" — „Wollen Sie ihm das nicht selbst sagen?" fiel die Sängerin in diesem Augenblicke ein, „er sitzt neben Ihnen!" [M. L.]

Humoristisches.



Leider nicht möglich.

Die Gattin singt: Ach, wenn ich ein Vöglein wär' — flög' ich weit über's Meer 2c.

Der Gatte: Ach, wenn das möglich wär' — wie freut' ich mich so sehr!



Ein moderner Dienstbote.

Dame des Hauses: Höre Lina, in einer Stunde oder noch früher komme ich wieder nach Haus.

Zofe: Ach, meinetwegen brauchen sich die gnädige Frau nicht zu geniren, ich bin ja doch heute den ganzen Abend nicht zu Hause.

Bestrafter Näscher. — Der Dichter Delille erhielt einst von einem jungen Manne Besuch, der in dem Rufe unbezähmbarer Naschhaftigkeit stand. Während Delille sich auf ein paar Minuten in sein Kabinet zurückzog, nahm der Fremde einen gebratenen Apfel, der auf dem Kaminsims lag. Delille bemerkte bei seinem Wiedereintritt, daß der Apfel verschwunden war. Um den Lüsternen ein wenig zu ängstigen, stellte sich Delille sehr unruhig und platzte schließlich mit der Frage heraus, ob der Gast etwa den Apfel auf dem Kamin gegessen habe. Jener leugnete es. — „Sie beruhigen mich," versetzte hierauf der Dichter, erleichtert aufathmend, „da ich nämlich sehr von Mäusen geplagt werde, so hatte ich den Apfel mit Arsenik vergiftet." — Jetzt sprang der Näscher in größter Verzweiflung im Zimmer umher und schrie jammernd um Hilfe, und es hielt schwer, den Erschreckten endlich zu beruhigen. Kl.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 42.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 40: Liebe die Tugend, denn sie allein kann uns beglücken

Räthsel.

I.

Was fast in jedem Garten erblüht als Singular,
Bringt als Plural den Schiffern oft Hilfe, oft Gefahr.

Auflösung folgt in Nr. 42. M. Paul.

II.

Obgleich einst sehr beliebt bei Frauen,
Wirft man mit B mich vor den Hunden;
Doch bin ich auch als Berg zu schauen
In Deutschland, leicht von Dir gefunden.

Auflösung folgt in Nr. 42. Adolf Nagel.

Auflösungen von Nr. 40: des Räthsels: Gesicht — Gicht; des Homogramms:

H o m e r
O l i v e
M i l a n
E v a n s
R e n s e.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
Hermann Schönlein in Stuttgart.